

Über die Autorin



Iris Nicola Haferland, geb. 1959 in Celle, zog als Alleinerziehende ihren Sohn groß und unterrichtete fast 30 Jahre lang die Fächer Deutsch und Englisch an verschiedenen hessischen und niedersächsischen Gymnasien, bis sie an Brustkrebs erkrankte, sich entschloss, die Krankheit als Chance zu betrachten, und ihren lang gehegten Traum zu schreiben verwirklichte. Sie lebt in Bad Lauterberg im Harz.

E-Mail: i.haferland@outlook.de

Über die Illustratorin

Hanuka Lohrengel, geb. 1992 in Herzberg am Harz, arbeitete mehrere Jahre als Sozialarbeiterin mit Opfern von Menschenhandel und Prostitution im Baltikum, entschied sich aber dazu, als Illustratorin und Comic-Autorin einen neuen Werdegang einzuschlagen. Sie lebt in Riga, Lettland, und ist dort neben dem Zeichnen in einer Fahrradwerkstatt und einem Frauenrechtszentrum beschäftigt.

E-Mail: hanuka.lohrengel@gmail.com



© Corinna Roßbach

Iris Nicola Haferland

Ja

Geschichten über Sehnsucht,
unerfüllte Träume
und die Kraft, immer wieder aufzustehen

*Mit Illustrationen
von Hanuka Lohrengel*

*Cover und Layout:
Jan Peter Niclas Haferland*

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH
Nordhausen 2015
ISBN 978-3-95948-037-6

Für die Peter in meinem Leben
und für Simone

*„Nur die wahrhaft tiefen Begegnungen können in der
Erinnerung schmerzen, alle anderen sind uns gleichgül-
tig geworden oder wir haben sie vergessen.“*

(Stephan Sarek)

*„Es gibt mehr Menschen, Orte und Begegnungen,
die uns berühren und etwas schenken,
als wir manchmal für möglich halten.“ (S.T.)*

Inhalt

Statt eines Vorworts	8
Winnetou zum Anfassen	11
Begegnung auf der Brücke	19
Peter	25
Katrins Vater	33
Stern der Kraftkäfer	39
Die Rückkehr des kleinen Prinzen	47
Engel	51
Eine Nacht	65
Familienkonferenz	73
Michael und der Glücksgeist	89
Heiligabend – letzte Tankstelle vor der Autobahn ...	95
Das Ende der Welt	107
Danksagung	110

Statt eines Vorworts:

Ja! - Brief an mein späteres Ich

Liebes Ich,

ich schreibe dir, um dich schreibend zu erfinden, weil ich einfach möchte, dass es dich gibt. Du bist mein zukünftiges Ich, das Ich schon der nächsten Sekunde und das der Wochen, Monate, Jahre – vielleicht sogar Jahrzehnte des späteren Einst. Immer wieder irre ich, indem ich ein festes Bild von dir habe, doch du verweigerst dich sämtlicher Festlegungen. Du bist das Ich, das vielleicht unter getrübler Vergangenheitsverklärung irgendwann mit Jean Paul über das Jetzt sprechen wird: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann.“. Doch vergiss nicht, liebes späteres Ich, dass die Gegenwart oft als Abgrund scheint, den zu überwinden der einzige Weg zu dir ist. Eine Hölle voller Schmerz, die erst, wenn sie durchschritten ist, im Nachhinein ihre Daseinsberechtigung erhält. Dieses Wissen soll dir Kraft geben, die Kraft, auch in Zukunft immer wieder aufzustehen.

Nach einem Orkan durchschreite ich einen Wald, der kein Wald mehr ist, nur ein wüstes Durcheinander entwurzelter Stämme, umgestürzter Kronen, gewaltsam zersplitterter, nackter Stümpfe und abgerissener Äste. Den geordneten Wald, den ich kannte, gibt es auf einmal nicht mehr. Vergeblich suche ich den vertrauten Weg,

doch meine Schritte führen nur zu immer neuen Hindernissen. Und dennoch ist da die Gewissheit, unumstürzlich tief in mir, dass es irgendwo in all dem Chaos jenen bereiteten Weg, den ich kenne, noch gibt. Nur dieser Glaube treibt mich stolpernd weiter. Und irgendwann taucht jener Weg dann auch tatsächlich auf.

Wir haben mehr Kraft, als wir für möglich halten, solange wir nur den Glauben an diese Kraft nicht verlieren.

Vielleicht unsere wichtigste Lebensleistung ist das ungebrochene Ja, das uns das Dasein immer wieder abverlangt, jenes Ja, das dich erst möglich macht. Und so erschaffe ich dich aus Trümmern und Fragmenten, aus dem Chaos immer wieder neu. Ja!

Ich



Winnietou
zum Anfassen



Winnetou zum Anfassen

Stefan war anders. Und das lag nicht daran, dass er sechs Jahre alt war und eine Stupsnase und viele Sommersprossen hatte und einen rostigbraunen Wuschelkopf. Vielleicht lag es daran, dass er durch die Menschen, denen er begegnete, hindurch guckte, statt sie anzuschauen. Aber irgendwie sahen sie alle so gleich aus, einer wie der andere; und sie sahen Stefan ja auch nicht. Also war er sehr einsam. Besonders, seitdem er in die neue Stadt gezogen war. Er wohnte mit seiner Mutter - einen Vater hatte er nie gehabt - in einem großen Mietshaus am Rande der Kleinstadt, dort, wo der Wald anfang.

Stefan liebte das Alleinsein. Manchmal, wenn seine Mutter wieder im Büro war, saß er stundenlang auf dem großen, oft sonnenwarmen Findling im Wald bei den wilden Himbeersträuchern und hatte Zeit, von den Menschen zu träumen, die er nie traf, von den Menschen, die nicht alle gleich aussahen und die woanders lebten, in den großen Städten, die Stefan nicht kannte. Meistens wurde er dann ganz traurig, weil seine Träume so schön waren und Träume nur Träume sind, weil man irgendwann aus ihnen wieder erwacht.

Stefans Mutter machte sich Sorgen, weil ihr Sohn so oft allein war, und sie nahm ihn mit in den Kindergarten der neuen Stadt. Und Stefan sah den anderen Kindern zu, wie sie spielten. Er dachte, es könne eigentlich ganz schön

sein dazuzugehören, aber er kam nicht auf die Idee, dass er wirklich dazugehören könnte. Und dann hätte er ja auch keine Zeit mehr zum Träumen gehabt.

Zu Anfang, als Stefan neu war im Kindergarten, hatten die Kinder ihn neugierig angeschaut und ihn gefragt, wer er sei. Sie wollten ihn kennen lernen. Aber Stefan wusste nicht, was er sagen sollte. „Ich bin Stefan“, sagte er nur und war froh, dass er die Frage hatte beantworten können. Die anderen guckten ihn fragend an, aber als er schwieg, gingen sie wieder spielen. Und am nächsten Tag fragten sie nicht mehr.

Stefan kam in die Schule, wo man ihm das Lesen beibrachte. Nachmittags ging er dann in den Wald, um sich im Dickicht immer neue Hütten zu bauen. Dort traf er sich mit Winnetou und Old Shatterhand, mit Robinson und mit Freitag. Die Leute aus dem Haus, in dem Stefan wohnte, schüttelten den Kopf, wenn sie den Jungen sahen, aber Stefan störte das nicht, denn er hatte ja Winnetou zum Freund. Nur manchmal wurde er traurig, denn er hätte so gern einmal mit Winnetou Kriegen gespielt und gespürt, wie sich sein langes schwarzes Haar anfasst. Manchmal, da wollte er ihn an die Hand nehmen und mit ihm Himbeeren pflücken gehen. Aber – vielleicht würde Winnetou gar keine Himbeeren mögen, tröstete Stefan sich immer rasch, wenn er merkte, dass er wieder traurig wurde.

Eines Tages, als Stefan aus seinem Wald kam, stand ein großer Möbelwagen vor dem Haus, in dem er wohnte. An

dem Wagen lehnte ein Mann mit langem schwarzem Haar, der ein buntes Stirnband und eine helle Wildlederweste trug. Er sah anders aus als die Leute, die sonst in dem Haus ein- und auszogen. Viele junge Menschen mit bunten Kleidern und hellen Stimmen standen um ihn herum und lachten mit ihm. Der Mann kam Stefan irgendwie bekannt vor: die Art, wie er sprach und wie er seinen Kopf leicht nach hinten warf, wenn er lachte – ja, klar, genauso macht das Winnetou! Winnetou zum Anfassen, schoss es Stefan durch den Kopf. Es gibt ihn also doch! Und diese Menschen, die die ganze Zeit lachen, nur lachen – es muss schön sein, mitlachen zu können. Stefan stand auf der Straße und schaute zu der Gruppe am Möbelwagen hinüber, bis sie schließlich im Haus verschwand.

Von dem Tag an sah Stefans Winnetou aus wie der Mann im zweiten Stock. Stefan hörte von fern die Musik und das Lachen. Wenn er jetzt aus der Schule kam, ging er nicht mehr direkt in den Wald, sondern erst nach Hause, um einige Minuten unter den Fenstern zu stehen und der Musik zuzuhören. Oft drangen aus geöffneten Fenstern der Nachbarwohnungen Gesprächsfetzen zu ihm herunter.

„Skandal“, hörte er die blonde Frau mit dem stolzen Gesicht aus dem Erdgeschoss kreischen und dann noch was wie „Mittagsruhe“ und „arbeitende Bevölkerung“, und ein Mann brummte immer „jaja, Charlotte“, und von oben kam eine tiefe Stimme: „Dani, such mal die Nummer vom Vermieter raus!“

Armer Winnetou, dachte Stefan dann bekümmert, du gehörst hier auch nicht dazu. Und er ging in den Wald zu den Himbeersträuchern und stellte sich vor, er würde einmal so werden wie Winnetou. Dabei wurde er ganz fröhlich, und er sagte zu Winnetou „wir“. So verging der Sommer.

Die letzten warmen Spätsommertage kamen. Als Stefan an einem dieser Tage die Haustür aufschloss, bemerkte er, dass die Tür zum Garten nur angelehnt war. Er drückte sich an den im Durchgang zum Garten abgestellten Fahrrädern vorbei und hörte das ächzende Knarren der alten Hängematte zwischen den Apfelbäumen.

Da lag doch wirklich Winnetou. Stefan trat langsam näher. Als der Mann ihn bemerkte, nahm er seine Kopfhörer ab und lächelte. „Hi, du bist der Junge aus dem dritten Stock, nicht wahr? Ich hab dich schon öfters gesehen.“ Und nach einer kleinen Pause: „Ich hab gerade Himbeerschokolade gekauft. Weißt du, Junge - wie heißt du? Stefan? Also, weißt du, Stefan, das ist heut mein Mittagessen. Magst du Himbeerschokolade?“ Augenzwinkernd fügte er hinzu: „Aber erzähl das nicht deiner Mutter, dass ich dich auf solche Gedanken bringe.“ Er hielt Stefan einen in Stanniolpapier eingewickelten Riegel hin. Stefan kniff die Augen zusammen und wischte sich mit der Faust darüber. Aber Winnetou war immer noch da mit seiner Himbeerschokolade.

„Ja“, sagte Stefan da. „Ja.“ Und irgendwie war gar nicht klar, worauf sich dieses Ja bezog. Er nahm den Schokoladenriegel und schaute Winnetou nur an.

„Du bist viel allein, Stefan, nicht? Ich hab dich, glaube ich, noch nie mit andern Kindern spielen gesehen.“ Er sah den Jungen nachdenklich an. „Naja, früher war ich genauso wie du, aber das ist lange her.“

Winnetou erzählte so viel und aß dabei einen Schokoriegel nach dem anderen, und Stefan verstand nur die Hälfte, weil er die ganze Zeit darauf wartete aufzuwachen. „So“, Winnetou blickte auf sein Handy. „Pause beendet. Ich muss jetzt los, Stefan.“ Er erhob sich aus der Hängematte und durch die Erschütterung lösten sich einige reife Äpfel von den Zweigen und fielen mit einem zerschmetternden ‚Plotsch‘ auf die Tischtennisplatte, die unter einem der Bäume stand. Er sah den Jungen an, der unschlüssig da stand. „Du kannst ja öfter mal zum Schokoladenmittagessen kommen, Stefan.“

„Ja gern, Winnetou“, erwiderte Stefan, „gern, wenn ich darf.“

„Ja, natürlich darfst du. Wir sind doch jetzt Freunde, nicht?“ Er legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Aber sag mal, warum nennst du mich Winnetou?“

Er wartete die Antwort nicht mehr ab, weil in dem Moment vor dem Haus ein dreimaliges Hupen erklang, das ihm zu gelten schien.

In der Nacht träumte Stefan von Himbeerschokolade, und am nächsten Morgen war die Schule ganz hell und roch nach Frühling, und Stefan sah, dass sein Nachbar sich freute, als er ihm die Hälfte seiner Schmalzstulle rüberschob.

Gleich nach dem letzten Klingeln lief Stefan nach Hause und rannte die Treppe hoch, wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Die Tür von Winnetous Wohnung stand offen. Stefan blickte in ein leeres Zimmer. An den Stellen, wo das Sonnenlicht auf den Parkettboden fiel, sah er ein paar Staubflocken, und in den Ecken lagen Papierreste. Stefan sah sich erschrocken um. Aus der Küche kam die blonde Frau mit dem stolzen Gesicht. Sie hatte einen Papierkorb in der Hand. „Jetzt muss man auch noch seinen Dreck wegräumen“, fluchte sie.

„Wo – wo ist denn Winnetou?“, stieß Stefan angstvoll hervor.

„Winnetou, wer ist Winnetou?“ Sie sah ihn mit hochgezogenen Brauen verständnislos an. „Falls du Herrn Bregenz meinst, der ist heute Morgen ausgezogen. So eilig hat er es selten gehabt.“

„Ausgezogen -?!“ Stefans Augen füllten sich mit Tränen.

„Ja, der wollte ja schon von Anfang an wieder weg. Ist wohl zu seinen Freunden in die Großstadt. Hier hat ihn nichts gehalten. Passte ja sowieso nicht hierher.“ Und damit wandte sie sich wieder dem Mülleimer zu.

„Aber, aber warum hat er mir denn nichts gesagt?“, stieß Stefan hervor. „Ich bin doch sein Freund.“

„Du?“, die Frau ließ ihren Blick spöttisch an ihm hinuntergleiten. „Naja“, fuhr sie dann gleichmütig fort, „hat er wohl vergessen. Kann ja passieren, nicht?“ Damit zog sie die Tür hinter sich zu.

Stefan stand plötzlich allein in dem leeren Zimmer. Er hob ein zerknülltes, silbrig schimmerndes Papier auf und strich es glatt. Seine Handfläche wurde klebrig.

Nun wusste er, dass Winnetou lebte und dass es Menschen gab, mit denen er Himbeerschokolade aß. Er konnte nicht mehr von ihm träumen, denn Winnetou war zu nah, wenn auch für ihn zum Anfassen viel zu weit weg.

Begegnung
auf
der
Brücke



Begegnung auf der Brücke

Die alte Frau im Dämmerlicht auf der Bank am Ende der Seebrücke bemerkte ich erst, als ich schon so nah vor ihr stand, dass ich um einen Gruß nicht mehr herumkommen würde. Das Meer war ruhig an diesem Abend und durch den Vollmond fast taghell beleuchtet. Umso mehr fürchtete ich, sie könne meine Tränen sehen. Zum Glück schien die Frau in Gedanken versunken und nicht an ihrer Umwelt interessiert. Sie musste sehr alt sein. Geradezu winzig sah sie aus, wie ein auf den innersten Kern zusammengeschrumpeltes Urleben, das in mehrfache Jackenschichten und dann noch in eine dicke über den Schoß gelegte Decke eingepackt war. Dabei schien sie so zufrieden und selbstvergessen, dass ich mir mit meinen emotionalen Verwirrungen auf einmal vorkam wie ein ungebührlicher Störfaktor, für dessen Vorhandensein ich mich würde entschuldigen müssen, ein Störfaktor in einem wunderschönen, friedlichen Stimmungsbild. Ich hatte sie wohl so unverhohlen angestarrt, dass sie mir den Kopf zuwandte und mir lächelnd zunickte. „Nehmen Sie auch Abschied?“, fragte sie nach einer Weile leise, weil sie meine Tränen gesehen haben musste.

„Abschied? Nein, nein - ich wohne hier“, entgegnete ich schnell.

Sie lächelte milde. „Ja, in Ihrem Alter hat man noch das Recht, auch im Paradies traurig zu sein. - Ein Mann - ?“ Ihre Frage klang eher wie eine wissende Feststellung.

Ich weiß nicht, warum ich erleichtert nickte und in einem plötzlichen Anflug von Vertrauen dieser Fremden gegenüber sogar von Robert hätte erzählen wollen.

Aber sie kam mir zuvor: „Ich bin heute zum letzten Mal hier. Diesen Tag habe ich mir von meinen Söhnen gewünscht.“ Sie schaute versonnen in eine unbestimmte Ferne. „Hier auf dieser Seebrücke lernte ich vor über siebenzig Jahren meinen verstorbenen Mann kennen, hierhin fuhren wir jeden Sommer, als die Kinder klein waren.“

„Na, dann wird das doch jetzt sicher auch nicht das letzte Mal sein.“ Ich versuchte, aufmunternd zu klingen. Meine Erfahrungen mit alten Leuten waren begrenzt. Wenn es ganz offensichtlich nicht mehr viel Zukunft gab, durfte man doch nicht über den Tod sprechen. Das war eine dieser unausgesprochen selbstverständlichen, überflüssigen Anstandsregeln, die mein Elternhaus mir mit auf den Weg gegeben hatte.

Die alte Frau schüttelte nur - wie mir schien missbilligend - den Kopf. „Ich bin jetzt fünfundneunzig und habe keine Kraft mehr. Ich bin dankbar, dass ich keinerlei Schmerzen habe, aber meine Augen können nicht mehr lesen, meine Beine tragen mich nicht mehr und ich kann meinen Enkeln und Urenkeln noch nicht einmal mehr Geburtstagskarten schreiben.“ Sie schwieg einen Moment und fügte dann hinzu: „Es war alles gut. Aber jetzt ist es genug.“

„Das hört sich so zufrieden und abgeklärt an“, entfuhr es mir, „als ob Sie nie traurig gewesen wären.“ Ich selbst

konnte mir nicht vorstellen, jemals etwas Derartiges behaupten zu können.

„Ich habe schlimme Zeiten hinter mir“, antwortete sie ruhig und sah mich dabei prüfend an. „Doch, Kind, ich kenne das, wie du dich gerade zu fühlen scheinst.“

Erst viel später, als ich an unseren Dialog zurückdachte, fiel mir auf, dass sie mich auf einmal geduzt hatte und dass dieses vertraute, wissende Du mein Herz in dem Moment ganz warm und tröstend berührt hatte.

„Alles ist wund da drin in dir, in deinem Innersten.“ Sie nickte und fuhr fort: „Und man traut sich nicht, tief durchzuatmen, weil man hofft, dass das Leben einen dann nicht bemerkt und der Schmerz stillhält. Manche dieser Wunden weigern sich beharrlich zu heilen, aber sie sind nötig, damit wir lernen und wachsen.“

Verwundert fragte ich sie, ob sie ein spiritueller Mensch sei, worauf sie entgegnete: „Ich glaube, dass unsere Seele nie verlorenght. Sie sucht sich in diesem und vielleicht auch in weiteren Leben immer wieder Menschen, die uns ein Stück unseres Weges begleiten, und Situationen, durch die sie sich weiterentwickeln kann. Im Grunde trägt jede Seele die Wahrheit schon in sich, aber sie braucht ein Gegenüber als Katalysator, um sich dieser Wahrheit bewusst zu werden.“

Ich musste an Robert denken. Einfach dagestanden hatte er, als ich nach der Fehlgeburt aus der Klinik kam, und dann gefragt, ob ich schon wieder mit dem Hund gehen könne. Ich hatte ihn nur angesehen, sprachlos, und gewartet auf ein einziges Wort, an dem ich mich festhalten konnte, aber er hatte geschwiegen.

Als ob sie meine Gedanken erraten hätte, fuhr sie fort: „Wir vergessen immer wieder, wie verschieden wir Menschen doch sind. Was für den einen ein winziger, fast lächerlicher Graben ist, den zu überspringen keinerlei Mühe macht, ist für den anderen ein Abgrund, in dem er sich verlieren würde. Manchmal leben wir nebeneinander in verschiedenen Welten. Oft strecken wir vergeblich die Hände nacheinander aus.“

Ja, dachte ich, ja - ich hätte in der Situation einfach gesagt: Komm zu mir. Halt dich an mir fest.

Sie schaute mich durchdringend an. „Es gibt Grenzen, die wir in diesem Leben nicht überschreiten können, so sehr wir uns das vielleicht auch wünschen.“

Ich schämte mich, dass ich schon wieder Tränen in den Augen hatte.

„Manchmal sind es sogar gerade Worte, die zerstören“, sagte sie da, „obwohl man mit ihnen Brücken zum anderen bauen möchte.“ Nach einer Weile der Stille fügte sie leise hinzu: „Ich selbst habe einmal eine wunderbare Beziehung zerstört, weil ich meinen Gefühlen nicht traute, weil ich immer aufs Neue zweifelte und Worte als Sicherheit wollte, die mir Anker sein würden, wenn ich in mir Zweifel nicht zum Schweigen bringen könnte.“ Sie lächelte mich an. „Jetzt habe ich aber viel geredet. Entschuldigen Sie. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.“

Ich schüttelte den Kopf. „Man trifft selten Menschen wie Sie. Die meisten nehmen sich keine Zeit für solche Gespräche.“

Wieder nickte sie: „Ja, das Leben von vielen bewegt sich zwischen dem letzten Urlaub, dem neuen Auto, dem